

Aus der Heimat!



RUINE MARIA RAFIGS.

WAIDHOFEN AN DER THAYA.

RUINE KOLLMITZ bei RAABS.

Zeitschrift für Heimats- und Volkskunde

Jahrgang 1929 für Österreich S 2.—, für die anderen Staaten S 3.60, Dollar 0.50, Einzelnummer für Österreich 30 g, für Ausland 50 g, inklusive Postversand.

Nr. 6

1. September 1929

2. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis:

- Das furchtbare Eisenbahnunglück bei
Schwarzenau am 4. November 1875
von Edmund Danief Seite 81
- Die Trümmerburg Kollmitz (Fortsetzung)
von Jg. Jörg. " 87
- Die Vogelwelt im Volksglauben der
Heimat
von Dr. Ed. Weinkopf " 93

Das schöne Waldviertel.

Im heurigen Sommer fanden sich sehr viele Großstädter in unserem Waldviertel zur Sommerfrische ein. Es hat sich in kurzer Zeit Namen und Bedeutung erobert. Die Wachau, die lange Zeit hindurch das Kamptal und das Thyanatal vollständig verdrängte, darf beinahe neidisch werden. So wettwendisch und launisch der Himmel ist, der sich über das Waldviertel spannt, so malerisch und abwechslungsreich ist die Natur seiner Erde, die Formung seines Bodens, die Verschiedenheit seiner Tier- und Pflanzenwelt. An Naturschönheiten ist hier auf einen engen Fleck soviel zusammengedrängt, daß man es als ein wahres Schatzkästlein bezeichnen kann. Besonders der Wiener fühlt sich hier von Jahr zu Jahr heimischer und es ist kein Zufall, wenn wir des öfteren begeisterte Schilderungen über das Waldviertel in den Tageszeitungen finden, die jeden Waldviertler stolz machen müssen.

Es erfaßt den aufmerksamen Beobachter jedoch oft der Eindruck, als würde sich um unsere Heimat jeder andere Bewohner Oesterreichs mehr kümmern, als wir Waldviertler selbst. Das hat in vieler Beziehung seine Richtigkeit. Ist es doch auch bei uns so wie überall, was man besitzt, schätzt man nicht. Durch die Gewöhnung wird selbst das Eigenartigste und Schönste allgemein und alltäglich.

Die Zeitschrift „Aus der Heimat“ hat es sich von jeher zum Ziel gesetzt, das Verhältnis zwischen dem Bewohner und der Natur des Waldviertels enger zu gestalten. Das erstorbene Verständnis für angestammtes Volkstum, altes Brauchtum wieder zu wecken. Die Geschichte seiner Denkmäler, Ruinen, alten Bauten seiner Städte und Dörfer in das Gedächtnis zu rufen. Der neugierige Fremde, der staunenden Auges vor der verblichenen Pracht in Trümmer gesunkener Burgen steht, den eine verfallene Kapelle, ein windschiefes Kreuzlein am Wege, ein Bildstock am einsamen Waldpfade mit Erfurcht, Scheu und Schwermut erfüllt, möchte gar zu gerne in das heimliche Leben dieser stillen Zeugen der Vergangenheit eindringen und er wird mit hohem Interesse bei seinem Wirte oder Beherbergern, beim nächstbesten Einheimischen, den er antrifft, um Bescheid fragen. Nur zu häufig steht dann der liebe Ortsbewohner verwundert vor dem Sommerfrischler und weiß nicht was er ihm antworten soll, da er selbst mit der Geschichte seiner Heimat nicht vertraut ist. Daher ist es von größtem Wert, ja es wird sogar zur zwingenden Notwendigkeit für jeden Waldviertler, der immer mehr und mehr den Besuch seiner Großstadtbrüder erfährt, seine Heimat, ihre Geschichte, Sagen und Bräuche kennen zu lernen um sie dem Fremden zu vermitteln. In ausgesprochenen Sommerfrischen, wie in den Alpenländern, existieren in allen Orten, genaueste Aufzeichnungen, Berichte und Beschreibungen von den Seltenheiten und Merkwürdigkeiten der engeren und weiteren Ortsheimat, die dort jeder Vermieter von Sommerwohnungen besitzt, die er, der doch im nächsten Umgange mit seiner Sommerfrischlerpartei steht, im obigen Sinne verwertet.

Diese, in dieser Hinsicht äußerst nützliche und wie wir sehen auch Gewinn bringende Aufgabe, hat sich die Zeitschrift „Aus der Heimat“ auch gestellt. Es ist daher recht wichtig und sehr nützlich, Heimatkunde zu betreiben und der für die nächsten Jahre zu erwartende, gewiß stärker einsetzende Fremdenzufluss macht es gerade zur Pflicht. Gelingt es dem Waldviertler, den Fremden für seine Heimat zu begeistern, ihn mit ihr enger und inniger zu verbinden, so wird demselben der Aufenthalt immer mehr und mehr zum Bedürfnis und zur Erholung werden und der Segen des Fremdenverkehrs wird sich auch in unsere Heimat ergießen.



Aus der Vergangenheit.



Das furchtbare Eisenbahnunglück bei Schwarzenau am 4. November 1875.

Von Edmund Daniek.

Am Morgen des 5. November 1875 übermittelte der Telegraph die Mitteilung, daß sich in der Nähe der Station Schwarzenau an der Kaiser Franz-Josefsbahn ein größeres Eisenbahnunglück ereignet habe. Eine weitere Darstellung wurde um diese Stunde noch nicht ausgegeben, da das k. k. Handelsministerium (ein Eisenbahnministerium gab es damals noch nicht) mit der eigentlichen vollen Wahrheit zurückhalten wollte. Umsomehr aber jagte ein Gerücht das andere in Wien und in ganz Österreich, denn man erzählte sich von zwei zusammengestoßenen Zügen, die mit 300 Personen vollständig verbrannt seien, usw. Gerissene Wiener Börsespekulanten nützten diese Situation augenblicklich aus, indem sie die Kurse der Aktien der k. k. priv. Kaiser Franz-Josefsbahn sofort um 15 Gulden im Kurse herunterrissen, um dann später, beim Steigen der Aktien ein glänzendes Geschäft zu machen. Erst einige Wiener Abendblätter des 5. November, sowie alle Wiener Morgenblätter des 6. November 1875 brachten eine ausführliche Darstellung der Eisenbahnkatastrophe von Schwarzenau. Folgendes war geschehen: Der um 7 Uhr abends von Wien nach Eger abgehende Personenzug stürzte einige Minuten nach Mitternacht vor der Station Schwarzenau in dem Augenblick als er die Limpfingser-Brücke passieren wollte ab, und fiel, sich mehrmals überschlagend, über den 10 Meter hohen Damm hinunter. Der Zug bestand aus 14 Waggonen. Die Lokomotive sprang aus dem Geleise, kollerte sich mehrmals überschlagend, über den Damm und bohrte sich tief ins Erdreich ein. Auf sie stürzten 13 Waggonen. Der Anprall war so fürchterlich, daß die Waggonen total ineinander verbohrt wurden. Der 14. und letzte Waggon, war dank des glücklichen Umstandes, daß seine Kupplung gerissen war, unverseht am Bahndamme stehen geblieben. Der Zug führte 128 Personen samt dem Zugspersonale mit sich. Hievon wurden 10 Personen getötet, 81 Personen zum Teil schwer, zum Teile leichter verletzt. Die Rettungsarbeiten wurden durch den dichten schier undurchdringlichen Nebel, der sich knapp vor Mitternacht auf die Waldviertler Tannenwälder niedergesenkt hatte, außerordentlich erschwert, denn die wenigen unverseht gebliebenen Reisenden, darunter der bekannte Wiener Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Max Schick und Oberst von Penko

von der Prager Garnison, konnten inmitten der undurchdringlichen Finsternis des Rebels, inmitten des fürchterlichen Schreies und Stöhnens der Verwundeten, der unter den Eisentrümmern Begrabenen, wenig ausrichten. Einige von den Heilgebliebenen versuchten in der Finsternis den Weg nach Schwarzenau, um Hilfe zu holen. Von Windigsteig und Stögersbach, durch das ungeheure Krachen und Prasseln aufgeschreckt, kamen alsbald Bauern mit Lichtern herbei, ebenso kamen bald hernach alle Ortsfeuerwehren der Umgebung. Aber auch diesen Leuten war es unmöglich die schweren Eisentrümmer zu heben, die Mehrzahl der Hilferufenden und Wimmernden aus ihrer entsetzlichen Lage zu befreien. Um 4 Uhr früh kam im Scheine mehrerer Duzend Pechfackeln ein Hilfszug aus Gmünd. Er brachte Rettungsmannschaft und Ärzte. Inzwischen aber war das fürchterliche Stöhnen und Achzen der unter den Trümmern liegenden Menschen schon schwächer und leiser geworden.

Um 8 Uhr morgens kam im Extra-Eilzuge mit einer 60 Mann starken Rettungstruppe die amtliche Kommission aus Wien und mit ihr auch der Generaldirektor der k. k. priv. Kaiser Franz-Josefsbahn Herr von Rogerer, sowie ein Stab von Polizeibeamten. Oberst von Penko und der Advokat Dr. Schick hatten nämlich festgestellt, daß die Schienen gelockert worden waren und daß daher wahrscheinlich ein verbrecherischer Anschlag vorliege. Die Station Göpfritz — zwischen Schwarzenau und Allentsteig war die Telegraphenleitung durch den Zugsabsturz zerstört — hatte die Wahrnehmungen Oberst von Penkos und des Dr. Schick sofort nach Wien telegraphiert, daher wurden mit dem Rettungszuge auch Geheimpolizisten mitgesandt. Während sich sofort Ärzte und Sanitätsmannschaften um die Verunglückten bemühten, während mit allen Mitteln dieselben aus ihrer furchtbaren Lage befreit wurden, während man die Toten beiseite schaffte, die Bewußtlosen labte usw. stürzten sich die Ingenieure und die Polizeibeamten sofort auf die kriminellen Erhebungen. Die eingeleiteten Untersuchungen ergaben, daß der Zug tatsächlich nur aus dem Grunde aus dem Geleise gesprungen und abgestürzt war, weil ein ganzes Schienenstück von den Nägeln, Bolzen und Schrauben befreit und neben das Geleise gelegt worden war. Der Beweis für einen verbrecherischen Anschlag war unzweifelhaft gegeben, umsomehr als eine Stunde vorher dieselbe Stelle ein schwerer Lastzug anstandslos passiert hatte, ferner auch deshalb, da ein Bauer 5 Schienennägel überbrachte, die er bei einem Baume gefunden hatte.

Eine der ersten Amtshandlungen der Kommission war die Einvernahme des Bahnwächters. Wir nennen prinzipiell seinen Namen nicht, da noch Nachkommen seiner Familie in unserer Gegend leben, Kleinhäusler, Arbeiter, lauter brave rechtschaffene Leute, die wir aus Gründen, die sich aus der späteren Darstellung ergeben werden und aus Menschlichkeit, nicht übler Nachrede preisgeben wollen. Nennen wir daher den Bahnwächter X. Dieser X also erklärte vor der Kommission, obwohl unter dem Eindrucke des furchtbaren Unglückes sehr aufgereggt, aber dennoch in bestimmten Worten, daß er vorschriftsmäßig die Bahnstrecke um $\frac{3}{4}$ 12 Uhr, also kaum 20 Minuten vor dem Unglücke revidiert und in vollster Ordnung befunden hatte und daß es ihm unerklärlich sei, wieso ein ganzes Geleisestück losgemacht und neben den Schienenstrang gelegt werden konnte. Auf die Frage ob er auf jemanden Verdacht habe, verneinte er dies, dann aber besann er sich und erklärte, daß er vor einer Stunde 4—5 Männer über den Bahndamm habe gehen gesehen.

Drei Tage dauerte es, bis die Bergungsarbeiten vollendet waren. Den grauenhaftesten Tod hatten der Lokomotivführer Adolf Schleinzer, der Heizer Thomas Caloun und der im Postambulanzwaggon beschäftigte k. k. Postoffizial Franz Niegler erlitten. Diese drei Männer waren, eingeklemmt von den Trümmern der Maschine, des Tenders und des darauf gestürzten Postwagens von dem ausströmenden siedenden Wasser und Dampf buchstäblich bei lebendem Leibe gesotten worden. Der Heizer Caloun hätte an dem Tage an dem seine Beerdigung stattfand, Hochzeit feiern sollen.

Weiters wurden noch getötet die Kondukteure Benzel Tauer und Josef Wazin. Von den Reisenden kamen ums Leben die Braumeistersgattin Marie Biljak, der Kaufmann Samuel Huttner aus Prag und der k. k. Postbeamte Adalbert Hradek. Einige andere entsetzlich verstümmelte Leichen konnten nicht agnosziert werden. Die Szenen, die sich damals bei den Bergungsarbeiten abspielten, vermag keine Feder zu schildern. Einer Völkerwanderung gleich strömten am anderen Tage die Bewohner aller umliegenden Ortschaften zur Unglücksstätte. Tausende und tausende kamen aus Waidhofen, Gmünd, Zwettl, Glabings, Krems und Budweis und ein Heer von Wiener Zeitungsberichterstattern und Photographen, sowie eine Menge ausländischer Journalisten kamen herbei und die Gasthöfe und Privathäuser in der ganzen Umgebung waren nicht imstande die vielen Leute aufzunehmen, umsoweniger als alle verfügbaren Betten für die Verwundeten in Schwarzenau, Stögersbach und Windigsteig in Anspruch genommen waren. Bedauerlicherweise muß hier festgestellt werden, daß auch Leichensfledderer ihr Schandgewerbe ausüben wollten, um die verstreuten Pretiosen der Passagiere, Geld und Schmucksachen, sowie die überall herumliegenden Postpakete zu berauben. Die Bevölkerung aber verprügelte die Hyänen des Unglücks fürchterlich und übergab sie der Gendarmerie.

Am 7. November 1875 fand unter riesiger Beteiligung der Bevölkerung und im Beisein zahlloser Eisenbahner und Postbediensteter, sowie in Anwesenheit hoher Bahnbeamter und eines Vertreters der Regierung die Beerdigung der 5 verunglückten Eisenbahnbediensteten auf dem Windigsteiger Friedhofe auf Staatskosten statt. Inzwischen arbeiteten die Polizei und die Bahnjuristen fieberhaft. Die Polizei stellte den Verbrechern nach, die Bahnjuristen nahmen den Tatbestand bezüglich der getöteten und schwer- oder leichtverletzten Personen auf, um die Frage der Schadensersatzansprüche und der Schmerzensgelder vorzubereiten. Die Staatspolizei aber nahm neuerlich den Bahnwächter Xinscharfe Verhör. Man mißtraute ihm und fand es unerklärlich, daß der Mann 20 Minuten vor dem Unglück die Geleise in Ordnung befunden haben wollte. Ingenieure nahmen zahlreiche Proben vor, wie lange 2, 3 oder 5 geübte Eisenbahnarbeiter benötigen, um ein ganzes Schienenstück gänzlich von den Nägeln, Schrauben und Bolzen zu befreien und es neben das Geleise hinzulegen. Dann probierte man die Sache mit eisenbahnfremden Leuten aus und ließ Knechte aus der Umgebung diese Arbeit verrichten. Und schließlich ließ man einen einzelnen Eisenbahnarbeiter mit den Bahnwerkzeugen diesen Versuch machen. Die Kommission war der Überzeugung, daß ein geübter Eisenbahnarbeiter mit seinen Bahnwerkzeugen diese Arbeiten in kaum 20 Minuten herstellen könne. Ein verbrecherischer Anschlag lag zweifellos vor, aber wer hat ihn verübt? Was waren die Motive hiezu? Und was sprach gegen und für den Bahnwächter? Beweisen konnte man dem Manne gar nichts und daher konnte er auch nicht

gerichtlich verhaftet werden. Die Polizei mußte daher andere Fährten verfolgen. Am 8. November 1875 erfolgte eine Publikation, daß die k. k. Staatsbahndirektion für die Ergreifung des Täters eine Belohnung von 500 Gulden ausgeschrieben habe. Diese amtliche Bekanntmachung wurde im ganzen Waldviertel an allen Eisenbahnstationen und bei allen Gemeindevorstellungen angeschlagen. Aber sie hatte keinen Erfolg. Es wurden zwar nach einigen Tagen 2 Männer in Göpfritz verhaftet, die man beschuldigte in der kritischen Nacht sich am Bahngeleise zu schaffen gemacht und die dann in Schwarzenau im Eisenbahn-Gasthaus (heute Sallmaier) Glühwein getrunken und allerlei sonderbare Reden geführt hatten, aber die erregte Phantasie mußte bald der Vernunft weichen und die beiden Männer, einfache Kastenbinder, erwiesen sich als vollkommen unschuldig.

Es wollte kein Licht kommen in jenes furchtbare Verbrechen dieser schrecklichen, nebligen Novembernacht des Jahres 1875.

Umsomehr höhnte und spottete die Wiener Presse auf die Sicherheitsverhältnisse der österreichischen Bahnen und der Generaldirektor Herr von Rogerer war Gegenstand der ürgsten Angriffe. Im Abgeordnetenhaus interpellierte der vor zwei Jahren zum erstenmal ins Abgeordnetenhaus gewählte Reichsratsabgeordnete des Waldviertels Georg Ritter v. Schönerer, wieso die Regierung einen Mann wie Herrn von Rogerer zum Direktor der Kaiser Franz-Josefsbahn bestellen konnte. Dieser Mann sei seinerzeit jahrelang Erzieher junger Erzherzoge gewesen und könne sich daher mehr der Protektion an höchster Stelle als seiner eisenbahntechnischen Kenntnisse rühmen, die ihm gänzlich mangeln.

Das einzige was die Direktion der Franz-Josefsbahn unternahm, war, daß sie den Bahnwächter X von seinem bisherigen Dienstorte, dem Wächterhäuschen bei Schwarzenau, enthob und ihm einen Bahnwächterposten in Böhmen an der Pragerstrecke anwies. Aber den Mann besiel nach kurzer Zeit ein schweres Nerven- und Gemütsleiden, das ihn oft ans Krankenbett nötigte. Als Ursache seiner Erkrankung bezeichnete er die Eisenbahnkatastrophe bei Schwarzenau, den erlittenen Schreck und all das entsetzliche mitangesehene Elend, das seine Nerven zermürbt hatte. Er diente als fränklicher Mann noch mehrere Jahre bei der Kaiser Franz-Josefsbahn, dann pensionierte ihn die Direktion und rechnete ihm noch eine Anzahl von Dienstjahren dazu, da er sich sein unheilbares Nervenleiden in Ausübung seines Dienstes zugezogen hatte. Bahnwächter X übersiedelte mit Frau und Kindern von Böhmen ins Waldviertel, wo er ja Verwandte hatte und nahm in einer Ortschaft, nahe bei Schwarzenau, Wohnung.

Jahre und Jahrzehnte waren seither im Strome der Ewigkeit verrauscht. Man schrieb das Jahr 1907. Am 15. August 1907 hatten sich die Mitglieder der Ferialverbindung „Waldmark“ in Waidhofen ein Stelldichein gegeben, das gleichzeitig mit einer Robert Hamerlingfeier vor dem Denkmale des Waldviertler Dichters im Waidhofner Stadtpark verbunden war. Die Festrede hielt damals mein Vetter, Gymnasialprofessor Dr. Alois Pilz, dann folgten Studentenaufzüge, Bummel, Festkommers und am übernächsten Tage verließen die Mitglieder der „Waldmark“ das gastliche Waidhofen. Der Großteil fuhr mit der Bahn fort, ein kleiner Teil aber marschierte zu Fuß nach Schwarzenau. Waldmärker, Abiturienten, junge Mädels. In Schwarzenau wollte man noch einmal beim Bier beisammen sein und dann Abschied nehmen. Ein Stückchen Weges, knapp bei der Rimpfingerserbrücke, ging die lustige Gesellschaft oben am Bahngeleise. Jubelnd, singend klingt es über die heiße sonnige Augustlandschaft. Da, wie aus dem

Boden gewachsen steht vor ihnen ein altersgrauer Mann. Im Bauernkleide, aber mit einer alten Eisenbahnermütze auf dem weißhaarigen Kopfe. Mürrisch herrscht er die jungen Leute an: „Sofort herunter vom Bahnsteig, sonst mach ich die Anzeig!“

Die Studenten aber lachen nur und einer der Abiturienten, der den Alten kennt, sagt ihm in gutmütigem Spotte: „Aber was woll'ns denn, Sie sind doch längst in Pension!“ Und aus einem anderen Studentenmund tönt die frohe Parodie auf das Wälzlied, das Waldmädchlein: „Du kannst uns, Du kannst uns gern haben oder nicht.“ Eine Lachsalve fliegt auf. Und weiter wandert die lustige, fröhliche Studentenschar mit ihren Mädels längs der Limpfingser-Eisenbahnbrücke, längs der im Sonnenglanze gleißenden Schienen. Der alte Eisenbahner droht mit dem Stocke, dann humpelt er brummend und seufzend weiter.

Übermals verstreichen etliche Jahre. Es war kurz vor Ausbruch des Weltkrieges. Der Bahnwächter i. R. Herr X lag am Totenbette. Er wußte, daß er sterben müsse und daher ließ er seine ganze Familie, seine Kinder und Enkeln kommen. Und da begann der Alte zu erzählen, stockend und langsam:

„Ich war als junger Bahnwächter erst wenige Jahre im Eisenbahndienste. An meiner Seite lebte Marie, mein liebes junges, längst verstorbenes Weib. Ein Kind kam nach dem andern, mit ihnen aber auch die Sorgen ums tägliche Brot, ums nackte Leben. Wir hatten damals ein hölzernes Wächterhaus zum Bewohnen, das in nächster Nähe der Limpfingserbrücke liegt, dort ungefähr, wo heute die Geleise der Baidhofner Lokalbahn abzweigen. Schon lange quälte mich der Gedanke, wie ich es unternehmen sollte, meine Lage zu verbessern, denn bei 25 Gulden monatlich konnte man mit Weib und Kindern nur hungern. Da kam ich auf die unglückselige Idee, die Schienen auf der Limpfingserbrücke zu lockern und den um Mitternacht passierenden Zug mit der Begründung aufzuhalten, ich hätte im letzten Momente die defekten Schienenteile bemerkt und nur meinem Pflichtgefühl wäre es zuzuschreiben, daß ein furchtbares Eisenbahnunglück verhütet worden sei. Durch diese Handlungsweise glaubte ich eine Geldprämie von vielleicht 50 Gulden und auch eine schnellere Beförderung zu erlangen, die meiner Notlage abgeholfen hätte. Nach endlosem und wochenlangem Überlegen faßte ich den Entschluß zur Ausführung. Es war in der Nacht vom 3. auf den 4. November 1875, als ich mich anschickte meinen Plan zur Ausführung zu bringen. Gegen $\frac{1}{4}$ 12 Uhr nachts, knapp nachdem der Lastzug die Strecke passiert hatte, begann ich einen ganzen Schienenteil mit meinen Werkzeugen von den Nägeln und Schrauben zu befreien. Die Arbeit ging rasch von statten, sorgfältig verbarg ich wieder meine Werkzeuge in der Materialkiste. Nun ging ich, mit meiner roten Dienstlaterne versehen dem Zuge entgegen. Es war gegen $\frac{3}{4}$ 12 Uhr nachts. Ich hatte in einem kleinen Tannengehölz neben dem Geleise Aufstellung genommen, um sofort beim Herannahen des Zuges mit meiner Laterne das Haltesignal zu geben. Ich wartete, wartete. Doch wer beschreibt mein furchtbares Entsetzen, als sich die klare Nachtluft plötzlich zu verdichten begann. Neblig wars, ein furchtbarer undurchdringlicher Nebel hatte sich urplötzlich auf die ganze Gegend niedergesenkt. Immer dichtere Nebelschwaden ballten sich zusammen, so daß ich kaum noch das rote Licht meiner Laterne sehen konnte. In meiner Todesangst wußte ich anfangs nicht, was ich beginnen sollte, hörte ich doch schon von Ferne das dumpfe Brausen des herankommenden

Nachtzuges. Ich schrie wie wahnsinnig „Halt, Halt“, aber schon raste der Zug an mir vorüber, sein Brausen überlante mein Rufen. Einige Augenblicke noch, die mir wie eine Ewigkeit vorkamen. Und dann! Ein entsetzliches Krachen, Brasseln, ein grauenhafter Todesschrei aus hunderten Kehlen, ein Schrei, den ich zeitlebens zu hören vermeinte

Ich lief dem Unglücksorte entgegen; was hier geschehen, war mein Werk! In der undurchdringlichen Finsternis, in dem Schreien, Weinen und Wimmern, vermifste mich niemand. Als ich nach einigen Stunden einvernommen wurde, hatte ich merkwürdigerweise wieder so viel Beherrschung erlangt, daß ich bestimmt aussagen konnte, ich habe die Strecke 20 Minuten vor dem Unglück nochmals revidiert und nichts Verdächtiges vorgefunden. Auch sagte ich, daß ich eine Stunde vorher 5 Männer über den Damm laufen gesehen habe. Man schenkte mir Glauben, weil man mir nichts beweisen konnte und ließ mich bis auf weiteres auf meinem bisherigen Posten. Ruhig und wortkarg versah ich meinen Dienst, aber die fürchterlichsten Gewissensbisse füllten und marterten mich Tag und Nacht. Immer, wenn der betreffende Nachtzug die Brücke passierte, erlebte ich im Geiste dieses schreckliche Unglück, an dem nur ich, ich einzig und allein, schuldtragend war. In wenigen Monaten war ich um Jahre gealtert. Glücklicherweise versetzte mich die Direktion auf die Pragerstrecke, aber die Gewissensbisse ließen nicht nach. Meiner Frau verschwieg ich alles, barg mein entsetzliches Geheimnis in mir und die Gute blieb bis zu ihrem Tode in der Meinung die Erlebnisse dieser Schreckensnacht hätten mein Gemüt und meine Nerven so sehr zerlittet. So versah ich meinen Dienst als kranker Mann noch einige Jahre, bis mich die Direktion pensionierte. Wieder ging ich ins Waldviertel zurück. Merkwürdig, immer und immer zog es mich zu jener Unglücksstätte, wo ich oft stundenlang sinnend saß. Hunderte und hunderte male stand ich dort, bei Tage und bei Nacht. Wie oft hatte ich in mir schon den Entschluß erwogen mich auf die Geleise der Limpfingserbrücke zu werfen, um mein schuldbeladenes Leben vom Zuge zermalmen zu lassen. Doch immer wieder fehlte mir die Kraft dazu.“

Der Schwerkranke schwieg erschöpft. Die beklemmende Stille des Sterbezimmers ward nur unterbrochen durch das stille Weinen und Schluchzen der Kinder und Enkelkinder und durch das Ticken der alten Wanduhr, deren Räderwerk regelmäßig lief, während ein reuiges Menschenherz mit müden Schlägen der Ewigkeit entgegenbangte.

Die k. k. Staatsbahn-Direktion Wien wurde verständigt nach der Beerdigung des Bahnwächters K. Diese entsandte einen Beamten von Wien herauf in die betreffende Ortschaft wo der Verstorbene gewohnt und nahm aus dem Munde der Hinterbliebenen, das Geständnis entgegen und legte es in einem Protokolle fest. Über Bitten der Anverwandten, die Sache nicht der Öffentlichkeit zu übergeben, sagte der Beamte zu, daß er diesen Wunsch seiner Direktion übermitteln werde. Diese unterließ es auch das Geständnis im Wege der Zeitungen der Öffentlichkeit mitzuteilen. Was hätte es auch genützt? Nur die Hinterbliebenen wären in ihrem Ansehen geschädigt worden. So also wurde

Zur Mitarbeit für die Zeitschrift „Aus der Heimat“ mögen sich fachkundige Damen und Herren, vorläufig nur zur Bearbeitung des Waldviertels mit dem Verlag ins Einvernehmen setzen.

Das Protokoll zum Akte über das Eisenbahnunglück gelegt, wo es in den Archiven schlummert. Nach fast 40 Jahren war des Rätsels Lösung gefunden worden. Heute erinnert nur noch ein schlichtes Grabmal am Friedhofe zu Windigsteig an die entsetzliche Tragödie, die sich am 4. November 1875 abspielt. Dieses Denkmal trägt folgende Inschrift:

Hier ruhen

Adolf Schleinzger

Wenzel Tauer

Franz Niegler

Josef Wajin

Thomas Caloun

Bedienstete der k. k. priv. Kaiser Franz-Josefsbahn
verunglückt am 4. November 1875 bei Schwarzenau.

Und noch eine Erinnerung ist uns geblieben. Die Wiener Verlagsanstalt L. C. Zamarsky (die heutige Steyrermühlenerverlagsanstalt) hat damals ein Bild veröffentlicht, das die Eisenbahnkatastrophe von Schwarzenau in ziemlich getreuer Weise darstellt. Diese Bilder wurden seinerzeit massenhaft im Waldviertel verkauft. Ein solches Bild ist auch im Museum der Stadt Waidhofen zu sehen.

Die Trümmerburg Kollmitz.

Jg. Jörg.

(Fortsetzung).

Das Hauptgebäude stammt aus jüngerer Zeit. Die Erbauung erfolgte größtenteils unter dem Geschlechte der Hofkirchner, das von 1411 bis 1620 im Besitze von Kollmitz war. In diese an glänzenden Tagen reiche Zeit fallen auch die bedeutenden Zubauten im Ostteile der Burg. Die an ihnen sichtbaren, verbläuten Wandmalereien und zertrakteten Stuckaturarbeiten erinnern noch heute an dieses prunkliebende Geschlecht.

Gelegentlich einer gerichtlichen Schätzung im Jahre 1708 wurde eine Beschreibung der Burg vorgenommen, wobei auch die Bauschäden festgestellt wurden. Nach dieser Beschreibung, veröffentlicht in dem vom Verschönerungsverein in Raabs a. d. Thaya verlegten Buche: „Sommerfrische Raabs a. d. Thaya und Umgebung“, bestand das dreistöckige Hauptgebäude aus mehreren Teilen. Diese umschlossen einen kleineren, mit einer Plattform versehenen Hofraum, den sogenannten inneren Burghof, der heute zum überwiegendsten Teile mit abgestürzten Mauerstücken und Schutt bedeckt ist. Der Plattform war eine wichtige Rolle zugewiesen. Hier fand die Zeremonie des Ritterschlages statt. Damit die Bedeutung dieser Handlung gewürdigt werde, soll vorerst einiges über den Ritterstand und über die Erziehung zum Ritter gesagt sein.

Um die Wende des 12. Jahrhunderts bildete sich aus den zum Reiterdienste verpflichteten und berechtigten Kriegern ein eigener Stand, der Ritterstand. Er hatte seine eigenen Sitten und Bräuche und hob sich streng von den anderen Ständen ab. Die ursprünglich nur an der Einzelperson haftende Ritterwürde wurde allmählich erblich, so daß nur derjenige als Ritter aufgenommen wurde, der mindestens vier ritterliche Ahnen aufzuweisen hatte. Die Aufnahme in den Ritterstand war jedoch an eine vieljährige Vorbereitung gebunden.

Schon im siebenten Jahre wurde der von edler Herkunft stammende Knabe zu einem fremden Ritter gebracht, wo er als „Edelknabe“ die leichteren Pflichten des Ritterdienstes erlernen mußte. Er hatte die Ritter und Edelfrauen bei der Tafel zu bedienen, die Pferde zu zäumen, die Waffen zu reinigen, den Bogen zu spannen und sich im Reiten und Schießen zu üben, damit auch der Körper gewandt und stark werde.

Im 14. Jahre wurde er „Knappe“. Als solcher trug er ein Wehrgehent (Seitenwaffe) und war verpflichtet, seinen Herrn in den Kampf zu begleiten, sein Schlachtroß zu führen und ihn in keiner Gefahr zu verlassen. Verhielt sich der Jüngling bis zu seinem 21. Lebensjahre völlig untadelig, so wurde er zum Ritter geschlagen.

Die Erteilung des Ritterschlages war für ihn der entscheidendste Augenblick in seinem Leben. Darum verbrachte er, wenn der langersehnte Tag herankam, die Nacht in der Schloßkapelle und bereitete sich mit Beten und Fasten, durch Beichte und Kommunion auf die schönste Stunde seines Lebens vor.

Mit Anbruch des Festtages zog reges Leben in die Burg ein. Da schmückten geschäftige Hände den Burghof mit Bannern, Wappen und Blumen und bedeckten die Plattform des Burghofes, auf welcher der Jüngling den Ritterschlag empfangen sollte, mit kostbaren Teppichen. Von den hohen Türmen flatterten lange Fahnen in den Farben des Wappens des Burgbesizers und schmetternd klang das Horn des Turmwächters in das Tal, wenn die ankommenden Gäste auf stolzen Rossen über die Zugbrücke sprengten.

Vor Beginn der Feierlichkeit versammelten sich die Angehörigen des jungen Kriegers im Hofraum. Benachbarte Ritter und Edelfrauen in reichem Schmucke drängten sich nahe heran, den in weißen Gewändern zur Plattform schreitenden Jüngling zu beschauen, dem geistliche Würdenträger das Geleite gaben. Eine Gruppe der ältesten und tapfersten Ritter, die Zeugen der Aufnahme des Jünglings in den Ritterstand, bestieg die Plattform und stellte sich um ihn auf. Edle Frauen trugen den Helm, die Sporen und das Wehrgehent herbei, während flinke Knappen die Rüstung, den Schild und das Schwert auf der Plattform niederlegten.

Hierauf gelobte der angehende Ritter in einem feierlichen Eide, jederzeit die Wahrheit zu reden, das Recht und die Religion zu verteidigen, die Witwen und Waisen zu beschirmen und die Ungläubigen zu verfolgen.

Dann empfing er aus den Händen der anwesenden Ritter und Damen seine Rüstung und seine Waffen. Ein alter Ritter beugte sich herab und legte dem Jüngling die goldenen Sporen an, andere reichten den Kürass, das Panzerhemd und die Armschienen. Edle Frauen rüsteten ihn mit Helm, Schild und Lanze aus und der Lehensherr umgürtete ihn mit dem Schwerte. Sodann trat entweder der Vater oder ein hochangesehener Ritter, ein Priester, ja manchmal auch ein Mädchen heran. Der Jüngling kniete nieder und neigte sein blondgelocktes Haupt. Ein flacher Schwertstreich auf seinen Nacken im Namen des hl. Georg und des hl. Michael vollzog die Weihe des Ritterschlages, und der Jüngling, der tags zuvor seinen Gebieter beim Gastmahl bediente und in den Ställen die Rosse versah, erhob sich nun als Ritter und Held.

Sagen Sie auch Ihren Bekannten, daß Sie mit der Zeitschrift „Aus der Heimat“ sehr zufrieden sind.

Dem aufmerksamen Beobachter wird es keine besonderen Schwierigkeiten verursachen, die Lage des mit Geröll und Schutt bedeckten inneren Burghofes an der Südseite herauszufinden. Die Stelle der Plattform ist jedoch nicht mehr zu erkennen.

Nach der Weihe des Ritterschlages zog der junge Ritter in blitzender Rüstung, von Eltern, Freunden, Rittern und Edeldamen begleitet, auf eine in der Nähe der Burg gelegene Wiese, auf welcher er seine Reitkunst und seine Tüchtigkeit in der Handhabung der Waffen erweisen sollte. Es war dies der letzte Akt des Ritterschlages, der von dem jungen Manne als Wendepunkt in seinem Leben empfunden wurde. Darum war er auch bemüht, ihn ehrenvoll zu bestehen, um als vollgültiger Ritter anerkannt zu werden.

Da hingen die Blicke der die Burgwiese umstehenden Zuschauer an jeder Bewegung des Jünglings. Die Ritter nickten zufrieden, wenn dieser, ohne den Steigbügel zu berühren, auf sein Roß sprang und sich auf seinem edlen Tiere als tüchtiger Reiter erwies. Und wenn er dann unter den Zurufen der holden Burgfräulein und Burgfrauen mit eingelegter Lanze und weit vorgebeugtem Oberkörper auf den Rennpfahl zusprengte und sich nach gelungenem Angriffe aus dem Sattel schwang, wurde er von ihnen mit hellem Jubel und Tücherschwenken empfangen, während die Ritter seine Geschicklichkeit und seine Kraft lobten.

Die von den Pferdehufen zerstampfte Burgwiese war auch der Platz, auf dem sich die Ritter für die Turniere (öffentliche Kampfspiele) vorbereiteten, der Ort, wo die Knappen und Junfer, ja selbst die Kinder des Burgherrn sich in der edlen Reitkunst übten und sich um den Rennpfahl tummelten, die Stätte, auf der ritterliche Spiele (Laufen, Springen, Fechten, Speer- und Steinwurf), Tänze und Reigen eingeübt wurden.

Hier herrschte Lust und Leben. Da klangen wuchtige Schwertschläge in das Geprassel zersplitternder Lanzen. Da vermischte sich das Gelächter und Jauchzen der Ubenden mit dem Wiehern feuriger Rosse. Da ertönte die kräftige Stimme des alten Ritters, der die Knappen im Waffenwerk unterwies, den fröhlichen Lärm.

Wo einstens diese Übungswiese lag, ob im Tale oder auf der Höhe bei Kollmisdörfel, entzieht sich heute jeder Beurteilung. Sicher ist, daß für die einzuübenden Kampfspiele eine Burgwiese benützt wurde, da die Anlage eines Turnierhofes auf dem felsigen Höhenrücken nahe der Burg nicht möglich war.

Was das weniger fest gebaute Hauptgebäude betrifft, so hat es durch Zerfall am meisten gelitten, besonders der jüngere Ostteil, von dem nur einzelne Mauern stehen geblieben sind. Die noch erhaltenen Räume des ersten und zweiten Stockwerkes — das dritte ist durch Einsturz vollständig verschwunden — enthalten einige Besonderheiten, wodurch ihre frühere Bestimmung erkennbar ist.

Aus dem äußeren Burghof führte ein großes Eingangstor mit steinernem Torbogen in das Erdgeschoß des Hauptgebäudes. Die Toröffnung wurde vermutlich um die Wende des 18. Jahrhunderts durch eine bauliche Veränderung mit Ziegeln vermauert, wie die erhaltenen Überreste erweisen. Im Erdgeschoße des Hauptgebäudes befand sich links vom Eingange ein gewölbter Pferdestall, ein kleiner Keller für 30 Eimer und ein anderer, größer für 400 Eimer Wein. Zur rechten Seite des Einganges waren eine Stube und eine Kammer, einige Stufen tiefer zwei Zimmer, anschließend ein sehr großer, mit Fensterstöcken und

einem Altan (Söller, Balkon) versehenen Raum, der für den Ausbau mehrerer Zimmer bestimmt war, ferner eine Kuchl mit einem Speisgewölbe und ein Krautfellerl.

Zwei mächtige Stiegenaufgänge mit steinernen Stufen führten aus dem Erdgeschoße in das erste Stockwerk. Dieses bestand aus vier Stuben und drei Kammern. Die Eckstube hatte zwei Erker, deren steinerne Träger noch jetzt aus der Süd- und Westmauer herausragen und die vom Burghofe aus sichtbar sind.

Das zweite Stockwerk umschloß vier Stuben, drei Kammern, die Kapelle mit einem Vorzimmer und die Sakristei. Im dritten Stock waren drei Kammern und eine Stube eingebaut.

Die hohen Fensteröffnungen in der Ostmauer lassen erkennen, daß sich hier die Burghalle (Rittersaal) befand. In diesem großen, rechtwinkelig gebauten Raume mit den bemalten Fensterhöhlen fand das Burgleben des Mittelalters seinen entsprechendsten Ausdruck, denn der einstens mit Rüstungen, Wappenschildern, Bannern und einer getäfelten Eichendecke geschmückte Saal war der Schauplatz der häuslichen Zeremonien, der Ort, wo sich die Edelleute zu Festgelagen niederließen und die Lehensleute und Vasallen den Eid der Treue schwuren, indem sie ihre Hände in die des Lehensherrn legten.

Unter der Burghalle befindet sich ein großer Keller, dessen Eingang durch mächtige Schuttmassen verschüttet ist. Im Jahre 1908 gelang es, ein in der Ostmauer angebrachtes Dunsloch zu erweitern und den Kellerraum zu erschließen, von dem noch ein kürzerer Felsengang in die Tiefe führt, der sich am Ende zu einer Nische erweitert. Weil das Hinabklettern an der äußeren Burgmauer, in der sich der Einstieg befindet, nicht ohne Gefahr ist, ist Vorsicht am Platze.

Zu erwähnen wäre auch die Zisterne, eine gemauerte, tiefe Wassergrube, die wie ein Brunnenschacht aussieht. Den Zugang erreicht man, wenn man auf der Schutthalde an der Südseite abwärts steigt und dann innerhalb der Umfassungsmauer ein kurzes Stück niederschreitet bis zur Stelle, wo die Mauer endet und der Blick auf den Wasserspiegel der Thaya fällt. Hier bemerkt man außerhalb der Burgmauer den Rand der gemauerten Zisterne. Der Volksmund bezeichnet den Schacht irrtümlich als Hungerturm und berichtet darüber, daß sich auf seinem Grunde, bedeckt von hineingeworfenen Steinen, zahlreiche Menschenknochen befänden, welche von den Gefangenen herrühren, die da hinabgestoßen wurden. Dies beruht aber nicht auf Wahrheit. Der Schacht war lediglich nur ein Wasserbehälter, in dem das Regenwasser, das man mit großer Mühe in Fässern von der Thaya in die Burg führte, aufbewahrt wurde.

An die Zisterne knüpft sich auch die Sage von einem unterirdischen Gange, der, am Schachtgrunde beginnend, bis in das Raabs' Schloß führen soll. Darüber erzählt man:

„Vor Zeiten lebte auf der Burg Kollmitz ein Ritter, den eine außergewöhnliche Jagdlust beseelte. Tag für Tag zog er in die wildreichen Wälder der Umgebung, ohne sich um die Grenzen seines Jagdbereiches zu kümmern, weshalb es oft harte Kämpfe mit seinen Grenznachbarn gab. Eines Tages verfolgte er einen riesigen Hirsch, den er tief im fremden Gebiete erlegte. Das Unheil wollte es, daß er dort mit seinem ebenfalls der Jagd obliegenden Nachbar, dem Ritter der Burg Raabs, zusammenstieß. Erzürnt über den eben vollbrachten Frevel,

drang dieser mit blankem Schwerte auf den leidenschaftlichen Jäger ein, um ihn zu bestrafen. Nach heißem Streite sank er aber selbst schwer verwundet zu Boden. Seinem eben herbeieilenden Gefolge gelang es noch, den wunden Ritter vor Gefangennahme zu bewahren.

Als sich die Wunden des Burgherrn von Raabs unter sorgsamster Pflege wieder schlossen, sann er auf Rache. Er sandte einen ihm treu ergebenen Diener als Spielmann verkleidet auf die Burg Kollmitz, daß er bei der Ausführung des Planes behilflich sei. Er selbst drang mit einigen seiner Getreuen durch den unterirdischen Gang bis zur Burg Kollmitz vor und erwartete am Grunde des Schachtes die Mitternachtsstunde. Kaum war diese angebrochen, so hob sich die über der Schachtöffnung angebrachte Falltüre. Ein langes Seil schwebte zu Boden und nach kurzer Zeit standen die Feinde in der Burg, deren Besitzer eben die Nacht bei einem Festgelage mit anderen Rittern auf der Burg Eibenstein verbrachte. Nach kurzem Kampfe stiegen die Feinde auf die vom Spielmanne bereitgestellten Rosse, die Zugbrücke öffnete sich und donnernd sauste die Schar aus der Burg, des Besitzers blondgelockten Knaben mitführend.“

Den äußersten Ostabschluß bildet ein gut erhaltener Kellerraum, zu dem eine Anzahl Stufen hinabführt. Über dem festen Gewölbe befindet sich ein größerer Raum ohne Decke. Hier genießt man von der mauerfreien Stelle an der Südostseite einen herrlichen Blick in das Tal, in welchem die Thaya den vorspringenden Burgfelsen in einem Bogen umfließt. Auf dem ebenen Boden des Kellers hat sich die Jugend des Ortes eine Regelbahn angelegt, auf der sie viele frohe Stunden verbringt, während die ihrer Aufsicht anvertrauten Ziegen von den mageren Gräsern des steilen Burgfelsens naschen und sich dabei als tüchtige Kletterer erweisen. Ein Spiel des Zufalls ist es, daß auch die Sage von einer Regelbahn in diesem Burgkeller zu berichten weiß. Sie lautet:

„Zwei Handwerksburschen hörten auf ihrer Wanderschaft von einem großen Schatze erzählen, der auf der Ruine Kollmitz im östlichsten Burgkeller vergraben sei. Der Schatz könne aber nur in der Geisterstunde zur Zeit des Vollmondes in einem Regelspiel mit dem ihn bewachenden Geist gewonnen werden. Da ihr Weg sie nahe der Burgruine vorbeiführte und der Mond in der kommenden Nacht gerade voll wurde, so beschloßen sie, den Schatz zu heben. Sie schritten rüstig aus und erreichten noch in der Dämmerung des Abends die Ruine. Der Keller war bald gefunden. Um sich den Schlaf zu vertreiben, spielten sie beim flackernden Scheine einer mitgebrachten Kerze Karten, wobei ihnen ein Felsblock den Tisch ersetzte. Als nach langem Spiele endlich das Horn des Nachtwächters von Kollmitzgraben die Mitternachtsstunde verkündete, erschütterte ein heftiger Donnerschlag die Wände des Kellers. Das Kerzenlicht erlosch. Feurige Blitze durchzuckten den Raum. Der Felsblock wandelte sich im matten Scheine des Mondes zu einem Totenkopfe, rundete sich zur beinernen Kugel und rollte vor die Füße der erschrockenen Handwerksburschen. Aus einer Spalte des Deckengewölbes kollerten neun Menschenknochen, diese formten sich in beinerne Regel, richteten sich, wie von unsichtbaren Händen gehoben, auf und stellten sich in derselben Anordnung wie auf einer Regelbahn in Reih und Glied. Dann trat aus dem Dunkel des Raumes der Schachhüter hervor, eine hagere Gestalt mit wallendem Barte und stechendem Blick. Er ergriff die Kugel und schritt bis an das andere Ende des Kellers. Neugierig folgten die Handwerksburschen seinem Winke. Nun stellte sich der Geist zurecht, holte aus und warf die Kugel mit so

kräftigem Schwunge zu Boden, daß sie mit hopsenden Sprüngen in die Regel fuhr und dann dröhnend an die Wand schlug, während die Regel im tollen Wirbel klirrend zu Boden rollten. Dazu erklang eine hohle Stimme im langgezogenen Tone: „Alle neun!“ Kaum war der letzte Laut verhallt, so kehrte die Kugel im saufenden Fluge in die Hand des Geistes zurück. Mit einladender Gebärde reichte sie dieser den ihm zunächst stehenden Handwerksburschen dar, damit er sein Glück versuche. Der jedoch, von Furcht und Grauen erfüllt, wich zurück und schob zitternd seinen mutigeren Kameraden vor. Als dieser etwas zögerte, schob sich der Felsgrund auseinander und ließ eine Höhle sichtbar werden, in der kostbarer Schmuck und Edelsteine in goldenen Gefäßen im hellsten Lichte erstrahlten. Laumelnd vor Begierde nach Reichtum stürzten die Handwerksburschen vor, um sich des Schatzes zu bemächtigen. Im gleichen Augenblicke aber sank der Schatz in die Tiefe und die Felsenspalte schloß sich mit furchtbarem Krachen. Die beiden Schatzräuber fielen besinnungslos zu Boden. Schwer schlugen sie mit dem Kopfe auf das harte Gestein. Als sie endlich aus ihrer Betäubung erwachten, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Ihr Gesicht und ihre Hände waren zerschunden, ihr Körper wie zerschlagen. Mühselig erhoben sie sich. Vom Kellergewölbe und der Ruine war nichts zu sehen, denn sie befanden sich in einem tiefen Walde, aus dem sie erst nach längerer Zeit hinausfanden. Seit dieser Zeit hat niemand mehr gewagt, den Schatz zu heben.“

Nachdem nun die wichtigsten Ruineteile besprochen sind, auch ein kleines Bild des mittelalterlichen Burglebens entrollt wurde, so erübrigt sich noch, über die Umstände zu berichten, welche zum Verfall der Burg führten.

Im 17. Jahrhundert wechselte die Burg Kollmig vielfach ihre Besitzer, bis sie 1708 endgültig in den Besitz des Franz Anton Edlen von Quarient und Raall, des Besitzers der Herrschaft Raabs, überging. Es fallen daher die Geschehnisse von Kollmig mit jenen von Raabs zusammen. Da der Eigentümer in Raabs lebte, so wurde die Burg arg vernachlässigt und um 1750 dem Verfall preisgegeben. Schon 30 Jahre nachher verwendete man von der Ruine viel Steinmaterial zur Erbauung der Kirche und des Pfarrhofes der im Jahre 1784 zu Großau errichteten Lokalie. (Eine Lokalie ist eine kleine josefinische Pfarre.) Im Jahre 1800 wurden die Dächer abgetragen, die Zwischenböden eingeschlagen und die Wohnräume unbewohnbar gemacht, um die Gebäudesteuer zu ersparen. Um 1820 waren noch zwei gewölbte Räume von armen Leuten bewohnt.

Der Einfluß der Witterungsverhältnisse machte sich in kurzer Zeit durch Einsturz des Mauerwerkes bemerkbar, doch mögen die festen Türme wohl noch Jahrhunderte überdauern und uns am längsten an vergangene Zeiten und Geschlechter erinnern.



Die Vogelwelt im Volksglauben der Heimat.

Von Dr. Ed. Weinkopf.

Wenn um die Wende April—Mai herum zum erstenmal wieder das melodische Kuf-kuf! aus dem Walde herüberschallt, dann wissen wir, daß auch in unserem etwas kühlen Waldlande der holde Frühling eingezogen ist. Der Ruf des scheuen Kuckucks, den man öfters zu hören, jedoch fast nie zu sehen bekommt, klingt so seltsam und geheimnisvoll, daß es nicht zu verwundern ist, wenn der geistergläubige Urmensch den hohlen, immer gleichen Ruf aus dem Waldesdunkel für eine Geisterstimme und den Rufer selbst für eine Totenseele in Vogelgestalt hielt. Weil der Kuckuck mit dem Frühling kommt und ihn den Menschen verkündet, glaubten diese, er sei es, der den Frühling bringe. Ein so zaubermächtiger Seelengeist mußte nach ihrer Meinung noch viel anderes bewirken oder wenigstens vorhersagen können. Auch gilt der Beginn eines neuen Zeitabschnittes als vorauskündend für den Verlauf des ganzen Zeitraumes selbst.

Daher will das Landvolk heute noch beim Bernehmen des ersten Kuckucks-schlages auf übernatürliche Weise allerlei erreichen und erfahren. In ganz Europa zählt man die Rufe aufmerksam mit. Sooft er schreit, versichern uns die Abergläubischen nicht bloß im Waldviertel, so viele Jahre wird man noch zu leben haben oder so viele Jahre wird man auf die Heirat warten müssen. Hat man Geld in der Tasche, so wird man es das ganze Jahr über haben (Glückskreuzer) und umgekehrt. Ganz sicher ist das zu erwarten, wenn man nicht vergißt, die Börse zu schütteln oder sie wenigstens zu berühren. Hat man ein Stück Brot in der Tasche und beißt rasch davon ab, so wird man das ganze Jahr über nicht verhungern. Wer von Kreuzschmerzen geplagt ist, der soll sich beim ersten Kuckucksruf auf dem Boden „kugeln“ (wälzen), um das ganze Jahr von ihnen verschont zu bleiben, und wer das Jahr über stark sein will, der soll dann recht „umreißen“.

Auf die Eigenheit des Kuckucks, seine Eier in die Nester kleiner Singvögel zu legen, spielt folgender Vers an, ein klagender Vorwurf, den unser Landvolk einer solchen bedauernswerten Vogelstiefmutter, die es wider ihren Willen ist, in den Schnabel legt:

„Du Guga, du Diab,
Hast mir d'Dal ausg'soffn
Und d'Junga vaführt!“ (verschleppt).

Ist der Frühlingsherold Kuckuck im allgemeinen ein Glücksvogel, so erscheint ein anderer gefiederter Waldbewohner, die nächtlich fliegende Eule, als ausgesprochener Unglücksbote. Den unheimlichen Schrei des Käuzchens („Wichtl“) deutet man als „Kim-mit!“, als die schauerliche Aufforderung, ins Totenreich mitzufolgen. Unsere Landsleute reimen:

„Wo a Wichtl und a Uhu schreit,
Is der Teufel a nit weit.“

In einem nicht viel besseren Rufe steht die geschwähige Elster, die als die Gestalt eines boshaften Waldgeistes aufgefaßt wird. Wenn der scheue Vogel auf jemand nahe zukommt, so heißt es, nun werde bald „wer Seltsamer“

kommen. Läßt sie sich in der Nähe eines Hauses sehen, so bringt sie eine Neuigkeit oder es stirbt bald jemand im Hause. Wie die Eule, ist die Elster ein Teufelsvogel. In Oberösterreich wird erzählt, der Teufel habe einst wie Gott Schwalben schaffen wollen, es sei aber die kreischende Elster daraus geworden.

Verwandte der Elster sind die Krähen, von denen im Waldviertel die unterseits aschgraue Nebelkrähe am häufigsten vorkommt. Wenn sich die Krähen im Winter scharenweise auf die Bäume setzen oder in der Luft umherziehen, soll bald Schnee fallen (die nämliche Volksmeinung kennen unter anderem auch die Rumänen in der Bukowina). Wenn sich die Krähen im Herbst schreiend sammeln, sagt man auch, sie „haben ihren Kirtag“. Die gefundene Schwungfeder einer Krähe wird zur volkstümlichen Heilung entzündeter Mundwinkel benützt. Man zieht sie dreimal durch die geschlossenen Lippen, legt sie wieder auf die Stelle, wo man sie aufgehoben hat, und geht weiter, ohne umzusehen. Wie wir bereits im Aufsatz über die Säugetiere gehört haben, mutet man schwarzen Tieren übernatürliche Kräfte und Fähigkeiten, die aus dem Seelenreich stammen, zu.

In Wäldern, Hecken und Gärten treibt sich die geschäftige *Kohlmeise* herum. Nach ihrem zweitönigen Ruf nennt sie das Volk den „Sagfeiler“. Es kennt eine merkwürdige Redensart, die eine große Vertraulichkeit zum Ausdruck bringen soll, einst aber wohl einen tieferen Sinn hatte: „Neun Paar G'vattersleut' müassen a Moasn toaln“. Stieglitz und Zeisig werden öfters zusammen im Käfig gehalten. Ein artiger Volksreim sagt von ihnen:

„Stieglitz, Stieglitz,
s'Zeiserl is krank.
Geh'n ma zum Bader,
Laß' ma eham d' Ader.
Stieglitz, Stieglitz, s'Zeiserl is krank“.

In Obersteiermark schließt sich an den Anfangs- und Endvers die Antwort des Stieglitz:

„Sullt eh a zum Bader,
Bin selber stoankrank“.

Auch den *Buchfink* hält man — leider! — seines schönen Schlages willen gern im Käfig. Er steht als Regenprophet in Ansehen. Bei regenschwangerer Atmosphäre stößt er nämlich immer wieder einen kurzen, schrillen Ruf aus, den das Volk als „Spriz! Spriz!“ deutet. Man heißt ihn daher auch Schüttvogel.

Die eintönige, aber herzige Weise mit dem feinen Pfiff zum Schluß, welche die schön zitronengelbe Goldammer von der Spitze eines Getreidemandels in die Welt zwitschert, legt man sich aus: „Neunaneunz'g Bau'rn hab'n oan Pfiiif!“ oder gar: „Neun Bau'rn um oan Fiiif!“ Es heißt nämlich auch anderwärts, das hübsche Vögelchen verspottete den Landmann zur Sommerszeit, während es ihn bei Wintersbeginn kläglich um einen Dienstplaz bitte.

Eine Zeitschrift ist keine Zeitung. Eine Zeitung wirft man nach dem Lesen weg, eine Zeitschrift sammelt man. Legen Sie daher die Ihnen zugesandten Hefte der Zeitschrift „Aus der Heimat“ an ihren zugeordneten Plaz, Hest auf Hest. Ihre Kinder und Enkel werden Ihnen vielen Dank dafür wissen. Für eine spätere billige Bucheinbindung wird der Verlag für die Bezieher Sorge tragen.

Sooft die Wachtel im Ahrenmeer schlägt, so viele Gulden soll im Herbst der Mezen Korn kosten. Ihr dreisilbiger Schlag hat allenthalben die mannigfaltigsten Deutungen erfahren. Bei uns läßt man sie rufen: „Wauwauwau, find'st mi nit!“, womit zugleich die vorangehenden heiseren Kehllaute nachgeahmt werden. Man kennt auch einen längeren Text: „Pimperling, Pimperling, find'st mi nit, find'st mi nit. Hintern Bett bin i nit, füraschaun tua i nit, und a so find'st mi nit“.

In die Nähe der menschlichen Behausung führt uns der Sperling. Seine mundartliche Bezeichnung Spaz ist eine Kurzform des Namens, der in mittelhochdeutscher Zeit spare lautete, eine recht treffende Benennung für den lärmenden, fecken Gesellen. Er hält sich gern, immer in Gesellschaft, auf den Höfen und den benachbarten Bäumen auf, wo er auf die Gelegenheit lauert, rasch einige Körner zu stiebigen. Dementsprechend glaubt unser Landvolk aus seinem lauten Geschrei ein deutliches „Diab! Diab!“ herauszuhören.

So verachtet der Sperling, so hochgeschätzt ist die Schwalbe (Rauchschwalbe). Sie bringt Glück ins Haus, wenn sie daran ihr Lehmnest baut, und umso mehr, je zutraulicher sie wird. Aus ihrem niedlichen Gezwitzcher hört das Landvolk allenthalben menschliche Sprache. Der Waldviertler ahmt es mit dem Satz nach: „Kittelslicka, Kittelslicka, i hob' koan Fleck!“ Da sie ein ersehnter Frühlingsbote ist, werden an ihr Erscheinen ähnliche segensreiche Folgen geknüpft wie an das des Kuckucks. Auch beim Anblick der ersten Schwalbe soll man sich „kugeln“, um sein Kreuzweh zu vertreiben. Getrocknete Schwalbennester werden zum Beräuchern erkrankten Viehes benutzt.

Wehe dem, der sich unterfängt, ein Schwalbennest von der Wand zu stochern! Er begeht eine schwere Sünde, denn die Schwalben sind „der Muttergottes ihre Bögeln“. Wer ein Rotschwänzchen tötet, dem wird sein Haus niederbrennen. In Tirol nennt man auch das Rotschwänzchen, gleich den Schwalben, „Muttergottesvogel“.

Unter den gezähmten Bögeln steht das Haushuhn allen anderen an Zahl und Bedeutung voran. Tagtäglich spielt sich sein Leben vor den Augen der Hausbewohner ab, und so ist es verständlich, wenn es eine Menge von Sprichwörtern und Redensarten, von Beobachtungen und Volksmeinungen gibt, die das Huhn und seine Eigenart zum Gegenstand haben*).

Die Hühner sind auf Brot erpicht, und nicht selten kommt durch sie das täppische Büblein oder Mägdlein im Bauernhof um sein Stückchen Schwarzbrot. Die betrühte Miene der beraubten Kleinen dient dem Volke zu einem treffenden Vergleich. Es sagt von einem Enttäuschten, „er schaue d'rein, als ob ihm die Hendel s' Brot weggefressen hätten“. Die Bäuerin will erreichen, daß ihre Hühner reichen Eiersegen bringen und daß die Küchlein allen Gefahren entkommen. Der magische Kreis erscheint ihr als das beste Schutzmittel. Am Karfreitag legt sie einen Reifen auf den Boden oder sie ritzt mit einem Kreuzifix eine Kreislinie auf den Erdboden, um ihrer Hühnerschar innerhalb dieses

*) In meinem Buche „Naturgeschichte auf dem Dorfe“ (Wien, Osterr. Bundesverlag 1926), welches die vollstündliche Bedeutung der Tiere und Pflanzen erörtert, handelt ein eigenes Kapitel über Huhn und Ei im Waldviertel. Hier folgen einige Ergänzungen.

bannenden Kreises das Futter vorzuwerfen. Um das Verlaufen der Küchlein zu verhüten, gräbt man die Schalen der ausgebrüteten Eier unter der Dachtraufe ein (Schutz durch die Ahnengeister, die unter der Dachtraufe des Hauses weilen). Sie ist überzeugt, daß von allen Hühnern, die im Kreis ihr Futter aufspicken, keine einzige im Lauf des Sommers ihre Eier in fremde Nester legen wird. Antlaseier (am Gründonnerstag gelegte Eier) haben Segenskraft in sich; die Küchlein, welche aus Antlaseiern ausgebrütet wurden, wechseln nach der Volksmeinung alle Jahre die Farbe ihres Federkleides. Mitunter werden dotterlose Eier gelegt, welche weit kleiner sind als die normalen Hühnereier und bloß ungefähr ein Fünftel ihres Gewichtes wiegen. Man nennt sie „Segenei'l“ und hat vor der unheimlichen Macht, der Hexe, der man ihre Entstehung zuschreibt, eine höllische Angst. Um die Gefahr zu bannen, wird das Nest, worin man ein solches Segenei'l gefunden hat, mit Weihwasser besprengt, und das unheimliche Ding selbst muß rücklings über das Haus- oder Scheunendach geworfen werden unter den Worten: „Das Ei, das soll der Teufel hol'n, die Hex', die Hex', die soll verbrennen“!

Die G a n s beschenkt die Bauernfamilie mit ihren weichen, warmen Daunenfedern. Die Alten schätzten dieselben so hoch, daß sie sich um jedes verlorene Federchen bückten und, wenn es der Wind davontrieb, sich's nicht verdrießen ließen, ihm über Stock und Stein nachzulaufen. „Um eine Feder muß man über neun Zäun' springen“, sagten sie. Der Martinstag (11. November) wurde früher allgemein durch einen Gänsebraten gefeiert. Zeigt sich beim Verzehren desselben das Brustbein der Gans rot, so erwartet man einen strengen Winter; ist es weiß, dann einen milden und schneereichen. Diese Volksmeinung trifft man wohl in allen deutschen Gegenden.

Über die S a u s t a u b e n sind die Besitzer der benachbarten Äcker nicht immer erfreut, weil jene das ausgestreute Saatgut aufspicken. Über die Aussichten ihrer Erbsensaaten führen sie daher die widerspruchsvolle, mystische Rede im Munde: „Kemman's, so kemman's nit; kemman's nit, so kemman's“. Sie wollen damit sagen, daß keine Erbsenpflänzchen zum Vorschein kommen werden, wenn das Feld von den Tauben heimgesucht wird, und umgekehrt.



Die Zeitschrift „Aus der Heimat“ ist keine Ortszeitschrift von Waidhofen, sondern eine Heimatzeitschrift fürs gesamte Wald- und Landviertel. Daher mögen von allen Orten in diesem Viertel entsprechende Artikel dem Verlag gesandt werden. Jeder Ort hat seine Geschichte. Und wir wollen die Vergangenheit unserer gesamten deutschen Heimat nach und nach kennen lernen.

SCHUTZ gegen zu hohe Steuern

bietet nur eine zweckentsprechende Buchhaltung!

Wenn Sie die **Folgen** einer unrichtigen Färierung **vermeiden** wollen, wenn Ihre Buchhaltung alles Wissenswerte **rasch** und **genau** zeigen soll, **kommen Sie zu mir.**

Reorganisation unzweckmässiger Buchhaltungen / Zeitsparende Methoden / Billig, daher auch für kleine Firmen geeignet / Buchhaltungs-Neuanlagen / Aufarbeitung von Rückständen / Aufstellung von Bilanzen und Gutachten / Periodische Revisionen zur Hintanhaltung von Unrichtigkeiten / Abfassung von Bekenntnissen, Beantwortung von Vorhalten.

Moderne Betriebsorganisation.

Bezugsquellen-Nachweis für den gesamten Bürobedarf.

Vertretung der

::: LUX-KARTOTHEK-BUCHHALTUNG :::

Kaufmännisches Büro

WALTER DANGL

gewerbebehörl. bef. Bücherrevisor und Buchsachverständiger

WALDHOFEN an der THAYA, Moriz Schadekgasse 24.

Das Wochenblatt

fürs obere Waldviertel

Waldviertler

Nachrichten

ZWETTL

Inhalt:

Parlamentsnachrichten
Europa-Wochenübersicht
Waldviertler Bezirksnachrichten
Roman
Illustrierte Unterhaltungsbeilage

Vierteljährig 2 S, ganzjährig 8 S.

Bezugs- und Anzeigenannahme bei jeder
Zeitungsverkaufsstelle



Gut u. billig

kaufen Sie bei

L. Scheidl

Kleidermacher
u. Konfektionär

Waldhofen / Th.
Hauptplatz 11.

Alle Gattungen
Kleider, Lederröcke,
Kappen und Anzüge,
vom billigsten bis
zum modernsten
in allen Größen stets
am Lager.

Für hellfärbige Schuhe die verlässliche
 naturgraue **Neu-Crem!**

A. Hutter & Sohn, Krems a. d. Donau

Weingutsbesitzer

empfehlen ihre FASS- und FLASCHENWEINE

Akkumulatoren-Station!

Fach-Auskünfte
 über

Radio

sowie sämtliche Bestandteile, neue
 komplette Radioanlagen bei

Fred Szabo, Waidhofen a. d. Th.,
 Kirchenplatz. — Im Friseurgeschäft.

Särge eigene Erzeugung
 in la schöner
 Ausführung
 immer lagernd.

|| Holz-, Metall- und
 Ueberführungsfärge ||

Franz Unterberger sen.,
 Waidhofen a. d. Thaya, Niedertal.

Erlaube mir bekannt zu geben, daß ich

**Obstbäume,
 Rosen,**

**Bierz und Nussträucher aller Art,
 Knollengewächse usw.**

laufend abzugeben habe. Ich bin stets bestrebt, meinen Kunden das Beste, Solideste,
 bei allerbilligsten Preisen zu bieten.

Gustav Kall, Baumschule, Jasnig bei Waidhofen a. d. Thaya.